

NICOLAI HARTMANN
TELEOLOGISCHES DENKEN

TELEOLOGISCHES DENKEN

VON

NICOLAI HARTMANN



WALTER DE GRUYTER & CO.

VORMALS G. J. GOSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG · J. GUTTENTAG, VERLAGS-
BUCHHANDLUNG · GEORG REIMER · KARL J. TRÜBNER · VEIT & COMP.

BERLIN 1951

Archiv-Nummer 425351

Satz: Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35. Druck von Thormann & Goetsch, Berlin

Vorwort

Daß dieses Buch sich gegen gewisse Machenschaften der Metaphysik wendet, der alten sowohl wie mancher neuen, brauche ich nicht besonders zu rechtfertigen; man wird die hier ans Licht gezogenen Fehler und Vorurteile wohl im ganzen zugeben und ihre Bekämpfung gerechtfertigt finden, wenschon sie im Denken unserer Zeit keineswegs ausgestorben sind. Daß es aber hierbei um den eigentlichen Kernpunkt alter und neuer Metaphysik geht, auch derjenigen, die nicht diesen königlichen Titel führt — um einen Punkt, der auch von kritischen Köpfen schwerlich jemals ganz als solcher erkannt worden ist —, muß ich besonders aussprechen. Denn das ist es, was viele der Heutigen teils noch nicht, teils nicht mehr wissen, wiewohl ein stiller und zäher Kampf darum das spekulative Denken von jeher begleitet hat. Ist es doch so geworden, daß auch diejenigen, die es aus ihrer Geschichts- und Gegenwartskenntnis sehr wohl wissen, es doch nicht recht glauben wollen und gerne achtlos beiseite schieben. Wie sehr vollends ihr eigenes Denken immer noch teleologisch gefangen ist, ahnen vielleicht nur die wenigsten.

Denn darin ändern sich die Menschen mit den Zeitaltern nur wenig; sie wählen sich nach wie vor ihr Weltbild nicht so sehr nach Vernunft und Einsicht, als nach ihren Wünschen und Sehnsüchten.

Die traditionelle Metaphysik ist oft auf ihre großen Leitgedanken hin dargestellt, oft auf ihre Fehler hin kritisiert worden; aber sie wurde dabei nicht auf ihr innerstes treibendes Motiv hin untersucht. Ich erblicke ein solches in dem unwiderstehlichen Zuge zur Teleologie, der wie Proteus in ungezählten Gestalten sich birgt, oft nur schwer wiedererkennbar und doch immer der gleiche bleibend. Von den Gestalten freilich sollen hier nur die repräsentativen berücksichtigt werden. Der Nachdruck der Untersuchung liegt auf den Triebfedern oder „Motiven“ dieses unwiderstehlichen Zuges selbst.

Der zentrale Gedanke der Arbeit liegt in der Kategorialanalyse der Finalität. Sie war deswegen ursprünglich als ein Teil der speziellen Kategorienlehre (Naturphilosophie) gedacht. Aus diesem Zusammenhang mußte ich sie herauslösen, weil ihr Problemhorizont weit über den der Naturkategorien hinauswuchs. Doch bleibt die Herauslösung ein Kompromiß: eine einzelne Kategorie läßt sich aus dem Verbande der übrigen nicht losreißen. Daher die Notwendigkeit der zahlreichen Verweisungen auf anderweitig Gesagtes.

Berlin, im Oktober 1944*

Nicolai Hartmann

* Das Manuskript lag seit 1944 druckfertig vor, sollte aber erst nach Erscheinen der „Philosophie der Natur“ veröffentlicht werden. Es wird hier unverändert aus dem Nachlaß herausgegeben.

Inhalt

Einleitung	1
1. Vorsehungsglaube und Metaphysik	1
2. Finalität als Bewußtseinskategorie	2
3. Unterstellung der Finalität für andere Kategorien	5
4. Die drei Grundformen der Teleologie	7
5. Transzendentaler Schein	9
1. Kapitel. Motive des naiven Bewußtseins	12
a) Die Sprache und der Alltag	12
b) Ablehnung des Sinnlosen	13
c) Ablehnung des Zufalls	15
d) Unbewußte Vermenschlichung	16
e) Die vermeintlich unbewußte Zwecktätigkeit	17
2. Kapitel. Motive des wissenschaftlichen Denkens	18
a) Art und Auswahl der Phänomene	18
b) Verwechslung von Kausal- und Finalverhältnis	19
c) Umkehrung des Verhältnisses in der Theorie	21
d) Zweckmäßigkeit und Zwecktätigkeit	23
e) Fehltritte im Streit der Theorien	25
3. Kapitel. Weitere Motive des wissenschaftlichen Denkens	27
a) Unbemerkte Übertragung der höheren Kategorien	27
b) Der Schluß aus falscher Alternative	29
c) Begriffliche und methodologische Täuschungen	30
d) Die Metaphysik des „Verstehens“	32
e) Die Geschichtsteleologie	34
4. Kapitel. Populärmetaphysische Motive	35
a) Gottesbegriff und Weltordnung	35
b) Die Metaphysik des Pantheismus	37
c) Schicksalsidee und Theodizeeproblem	39
d) Der physikoteleologische Schein	40
5. Kapitel. Spekulativ-metaphysische Motive	42
a) Formenteleologie und Idealismus	42
b) Descartes und Kant	45
c) Unklarheit in der Geschichte des Kausalitätsbegriffs	46
d) Die Auswirkung der Lehre von Potenz und Aktus	48
e) Die Unbegreiflichkeit des Hervorbringens im Kausalverhältnis	51
6. Kapitel. Weitere spekulativ-metaphysische Motive	53
a) Typologie und Teleologie	53
b) Verkappte Teleologie im Gedanken der Welt Ganzheit	55
c) Das metaphysische Bedürfnis nach einer Garantie des Sinnes	56
d) Der Wertrealismus und die Metaphysik der Werte	58
e) Der ethische Wertrealismus	60
f) Besorgnisse um die Willensfreiheit	61

7. Kapitel. Kategorialeanalyse des Finalnexus	64
a) Einteilung der Aufgabe	64
b) Die unvollständige Finalanalyse des Aristoteles	65
c) Die drei Akte des Finalnexus und ihr inneres Verhältnis	68
d) Finalität als Überformung der Kausalität	71
e) Der Grund der äußeren Ununterscheidbarkeit	73
f) Beschluß der Finalanalyse	75
8. Kapitel. Ergänzungen zur Finalanalyse	76
a) Das intuitive Denken in der Zwecktätigkeit	76
b) Finalität als Auffassungskategorie	78
c) Finalität als Realkategorie	80
d) Praktischer und methodologischer Sinn der Finalisierung	81
e) Sinn und Grenzen des Stufenarguments	84
f) Scheinbare und wirkliche Übergangsformen	86
9. Kapitel. Zweckmäßigkeit und Zwecktätigkeit	89
a) Gründe der fehlerhaften Alternative	89
b) Die Zweiheit der Aspekte im Problem des Lebendigen	90
c) Einschläge des Irrationalen im Organischen	92
d) Die Entstehung des Zweckmäßigen aus dem Zwecklosen	94
e) Gegen den Geschichtsteleologismus	98
10. Kapitel. Die geistmetaphysischen Argumente	100
a) Richtigstellung verschobener Modalbegriffe	100
b) Metaphysik der Umkehrung und Irrationalität des Hervorbringens	102
c) Zur Metaphysik des „Sinnverstehens“	103
d) Der Fehler im Typenargument	105
11. Kapitel. Die eigentlichen Sinn- und Wertargumente	107
a) Metaphysisches Einheits- und Sinnbedürfnis	107
b) Das große Vorurteil der Sinnmetaphysik	110
c) Zum Verhältnis von Wertgehalt und Zwecktätigkeit	112
d) Zum Argument des ethischen Wertrealismus	114
e) Aufhebung der metaphysischen Wertalternative	116
f) Die Verbindlichkeit sittlicher Normen	117
12. Kapitel. Teleologie und Willensfreiheit	119
a) Negative und positive Freiheit	119
b) Offenheit und Überformbarkeit des Kausalnexus	121
c) Kausaldeterminismus und Finaldeterminismus	123
d) Das Fiasko des Finaldeterminismus	125
13. Kapitel. Vordergründe und Hintergründe	126
a) Vulgäre Motive, nüchtern gesehen	126
b) Die Flucht vor dem Sinnlosen und Zufälligen	128
c) Anthropozentrismus und Anthropomorphismus	130
d) Schicksalsidee und Vorsehungsglaube	133
e) Anpassung und Formenteleologie	134

Einleitung

1. Vorsehungsglaube und Metaphysik

Im Anfang des menschlichen Denkens war der Zweck. Götter schufen die Welt, wie der Mensch Menschenwerke schafft, um etwas zu schaffen. Sie planten, richteten ein, fügten und trennten nach ihrem Ratschluß und in den Grenzen ihres Könnens, wie der Mensch in den Grenzen des Seinen. Was die Naturmächte im Menschenleben bewirken, war auf den Menschen abgesehen. Der Regen, der seinen Acker grünen läßt, der Wind, der sein Schiff heimwärts führt, ist die Gunst höheren Willens; die Dürre, an der die Saat verdirbt, das Unwetter, das ihn verschlägt, ist die Ungunst unerforschlicher Absicht. Und erscheint dem Menschen in Krieg und Zerstörung die Sinnlosigkeit des Geschehens handgreiflich, so bekennet er doch ergeben, wie Homer im Eingang der Ilias: $\Delta\iota\varsigma$ δ' $\epsilon\tau\epsilon\lambda\epsilon\iota\epsilon\tau\omicron$ $\beta\omicron\upsilon\lambda\acute{\eta}$.

Das ist teleologisches Denken. Und zwar schon nicht mehr ein ganz naives, sondern bereits ein weltanschaulich geformtes. Der Mensch sieht in den über ihm waltenden Mächten das ihm Verwandte, ihm Ähnliche. So gewinnt das Geschehen, in das er sich hineingerissen sieht, ihm einen Sinn, der auch bestehen bleibt, wo er ihn nicht faßt. Irgendwo müssen Absichten verborgen sein, die auch ihn betreffen. Gegen sie anzukämpfen, ist sinnlos. Der Mensch begeht zwar immer wieder den Fehler, es zu tun. Aber er ist unweise in solchem Tun. Ein Schicksalsglaube bildet sich heraus: alles, was geschieht, ist vorbestimmt.

Das ist schon nicht mehr einfach teleologisches Denken, sondern Vorsehungsglaube. Nicht alles mythische und selbst nicht alles religiöse Denken ist von dieser Art. Die Welt kann dabei auch so gedacht sein, daß die Götter in ihr mit einem Chaos ringen, einer Vorwelt der Unordnung und der Planlosigkeit, die sie mit ihrem Walten nur teilweise überwinden. Auch dann aber bleibt der Mensch den überlegenen Zwecken ihres Waltens unterworfen und tut gut, sich mit ihnen ins Einvernehmen zu setzen. Wo solche Weltanschauung in klare, bewußte Form eingeht und philosophisch zu werden beginnt, tendiert sie schon um der eigenen Einheit und Konsequenz willen zum Vorsehungsgedanken. Und erst auf dieser Stufe wird der Rest des Chaotischen aus der gegebenen Welt verdrängt, und die Vorstellung einer zweckgeleiteten Gesamtordnung beherrscht das Ganze.

Es ist eine wohlbekannte Tatsache, daß die Geschichte der Metaphysik nahezu eine einzige, geschlossene Reihe teleologischer Systeme bildet. Der Einschlag des Anthropomorphismus ist dabei sehr verschie-

den, genau so wie die Nähe oder Ferne zum mythischen und religiösen Denken. Aber im Grundsätzlichen der Teleologie macht das nur einen geringen Unterschied aus. Ob man sich die zwecksetzende Macht mehr personalistisch als Weltvernunft oder mehr unbestimmt als zielgeleitete Weltordnung denkt, ob man ihr Prinzip in oder außer der Welt sucht, es für faßbar und angebbar oder für verborgen und geheimnisvoll-jenseitig hält, ändert am Grundschema des Weltbildes und an der von ihm bestimmten Lebensauffassung wenig. In dieser Hinsicht stehen die verschiedenen Abarten des Theismus, Deismus, Pantheismus, Panentheismus, des Emanatismus, Evolutionismus und Vernunftidealismus dicht beieinander, von den zahllosen Ismen sekundären Typs gar nicht zu reden.

Von der Teleologie der Systeme wird noch manches zu sagen sein. Sie ist nicht überall dieselbe, sie ist fast so mannigfaltig wie die Weltbilder. Und für die genauere Beurteilung des teleologischen Denkens sind die Abarten als solche nicht unwichtig. Vor der Hand aber genügt es, auf das Gemeinsame in ihnen aufmerksam zu sein.

Die geschichtliche Linie, die sie bilden, ist indessen keine stetige. Zweimal im Laufe der Zeiten haben sich bedeutende Ansätze kausalen Denkens dazwischengedrängt. Das erstemal geschah es bei den Griechen in der vorsokratischen Philosophie, das zweitemal, als im neuzeitlichen Denken der große Aufschwung der exakten Wissenschaften einsetzte. In der Antike führte das nur bis zur Atomistik und versandete dann im Materialismus; im 17. Jahrhundert drang es nur teilweise bis in die Metaphysik durch, und selbst das biologische Denken blieb unberührt davon. Beide Male wurden die neuen, nüchternen Ansätze von der Macht und dem Glanze teleologischen Denkens überboten und verdrängt.

Wir stehen heute zum dritten Male vor der Entscheidung. Die Gefahren sind nach beiden Seiten die alten: das Falschspiel materialistischer Vereinfachung auf der einen, das nicht geringere der teleologischen Spekulation auf der anderen Seite. Nur klare Durchleuchtung der weltanschaulichen Motive und kategoriale Kritik der Voraussetzungen kann uns davor bewahren, daß wir ein drittesmal den Weg unter den Füßen verlieren.

2. Finalität als Bewußtseinskategorie

Die Kategorien der realen Welt, in der wir leben, sind nicht durchgängig identisch mit den Kategorien unseres Verstandes und unserer Anschauung. Die ersteren stehen fest, solange die Welt dieselbe bleibt; die letzteren wandeln sich geschichtlich ab. Was in der Welt kausal determiniert ist — und das ist in der anorganischen Natur wohl alles Geschehen —, braucht deswegen doch nicht als kausal determiniert erkannt zu sein. Sofern wir es aber trotzdem als einem Zusammenhange unterworfen auffassen, stellen wir es anderweitig determiniert vor. Die Rolle solcher anderweitiger Determination in unserer Vorstellungsweise

hat ohne Zweifel die längste Zeit das Verhältnis von „Mittel und Zweck“ gespielt. Der Kausalität als Realkategorie der Naturvorgänge stand die „Finalität“ (Zweckläufigkeit) als Verstandeskategorie gegenüber. Im Reich der Kategorien ist das kein vereinzelter Fall. Auch Raum und Zeit sind als Anschauungskategorien nicht identisch mit dem Realraum und der Realzeit; und vollends vom dynamischen Gefüge hat das naive Bewußtsein überhaupt keine Vorstellung. Von der Naturgesetzlichkeit im strengen Sinne wußte man bis auf die Neuzeit auch in der Wissenschaft nichts, und von den Kategorien des Organischen (und vollends des Seelischen) fehlen unserem Denken wohl bis heute noch die wichtigsten. Dafür gibt es untrügliche Anzeichen.

Im Falle der Kausalität nun bedeutet diese kategoriale Diskrepanz, daß an ihrer Stelle die Finalität sich im menschlichen Welt- und Gegenstandsbewußtsein vordrängt. Im Maße ihres Sich-Vordrängens ist denn auch die Anpassung des Erkenntnisapparates an den Realgegenstand gestört; denn intakt besteht sie nur dort, wo die Erkenntniskategorien den Seinskategorien wirklich entsprechen. Diese Störung ist zwar im wissenschaftlichen Bewußtsein unserer Zeit teilweise behoben. Im erlebenden und praktisch urteilenden Bewußtsein hat sie aber immer noch weitgehend die Vorherrschaft. Die Finalität funktioniert dort wie eine legitime Erkenntniskategorie, d. h. sie tritt mit dem Anspruch objektiver Gültigkeit (des Zutreffens auf den Gegenstand) auf. Das ist begreiflich, weil das erlebende Bewußtsein sich über seine Kategorien keine Rechenschaft gibt. Erstaunlicher aber ist es, daß auch das philosophische Bewußtsein weithin vom finalen Denken beherrscht ist. Denn hier ist das wissenschaftliche Bewußtsein mit seiner weit kritischeren Haltung vorausgegangen und hat bereits gegen die Teleologie des naiven Denkens eine gewisse Distanz geschaffen.

Daß die spekulativen Systeme fast alle teleologisch aufgebaut sind, — wenn auch nicht immer in ausgesprochener Weise, so doch um so mehr verkappt oder gar ihnen selbst unbewußt —, hat offenbar noch seine besonderen Gründe, die man im Wesen des spekulativen Denkens selbst suchen muß. Dieses Denken eben hat den Drang zur Einheit, Ganzheit und Überschau, die Zweckvorstellung aber gibt mit spielender Leichtigkeit faßliche Einheitsaspekte, wo die Phänomene sonst in verwirrender Mannigfaltigkeit zerfließen und das kausale Denken nur vereinzelte Fäden bestehender Zusammenhänge erfaßt.

Das wird verständlich, wenn man bedenkt, daß Finalität in erster Näherung sich als Umkehrung der Kausalität darstellt, nämlich als die zeitliche Umkehr der Dependenzrichtung im Prozeß: Abhängigkeit des Früheren vom Späteren. Das bedeutet nicht nur die Umkehrung des Kausalnexus, sondern auch der Zeitfolge. Und da die Zeitfolge in Wirklichkeit durch keine Macht der Welt umgekehrt werden kann, so muß man vielmehr sagen: der Finalnexus ist eine Determination, welche der Richtung des Zeitflusses und der Prozeßabläufe entgegen läuft. Die Prozeßstadien werden hier nicht rechtläufig durch das bereits Gewordene,

sondern rückläufig von einem Endstadium her bestimmt, auf das es in dem Prozeß „abgesehen“ ist, dem alles in ihm als Mittel „dient“, und auf das er hintendiert wie auf einen magnetischen Pol. Dieses Endstadium ist dann eben der „Zweck“, um dessentwillen die Reihe der Stadien da ist, das τέλος — was zugleich Ende und Vollendung bedeutet.

Wo es sich um das Verständnis komplexer Gebilde handelt, die in einem entsprechend komplizierten Prozeß zustandekommen, da ist die Finalerklärung erheblich im Vorteil. Das kausale Denken muß mühsam die verstreuten Ursachen zusammensuchen, aus denen gerade so ein Gebilde sich ergeben konnte; das finale Denken überspringt diese ganze, unabhsehbare Aufgabe, es setzt beim anderen Ende ein, beim gegebenen Resultat, erklärt es für den Zweck des Geschehens und kann dann voraussetzen, daß sich die „Mittel“ für diesen Zweck eben zusammenfinden „mußten“, weil der Zweck sie „forderte“ — gleichgültig dagegen, wie weit verstreut im Zusammenhang des Weltgeschehens die einzelnen Komponenten liegen mögen. So kommt ohne Schwierigkeiten ein Einheitsbild zustande, während im kausalen Denken die Ursachenketten nach rückwärts divergierend ins Unendliche führen und alles Fortschreiten in ihrer Verfolgung die Mannigfaltigkeit nur weiter anwachsen, die Einheit aber immer mehr verschwinden läßt.

Die mißliche Kehrseite dabei ist nur die einmal gemachte Voraussetzung: die gegen den Fluß der Zeit und der Prozesse gehende Rückläufigkeit der Determination selbst. Hier gilt das Gegenwärtige als bestimmt durch das Zukünftige (das noch nicht Gewordene), das Vergangene durch das Gegenwärtige, „um dessentwillen“ es schon in seinem Zeitpunkte so sein mußte, wie es war. Dabei wird denn das noch ungewordene Künftige als irgendwie schon im Gegenwärtigen „enthalten“ oder „wirksam“ vorgestellt; das Spätere greift dem Früheren vor, das Irreale (das auch noch anders ausfallen kann) dem Realen, das schon voll bestimmt ist. Das, was nur in Gedanken vorweggenommen werden kann, wird ohne ein Denken als vorweg bestehend vorausgesetzt.

Und dem entspricht sehr genau der Begriff der „Entwicklung“, der hier in der Regel unbesehen eingesetzt wird. Er bedeutet eben dieses Verhältnis, daß ein vorbestimmtes Endstadium von vornherein in den Prozeßstadien „eingewickelt“ enthalten ist und deren Abfolge laufend als „Zweckursache“ (causa finalis) determiniert. So wenigstens ist es im eigentlichen und streng verstandenen Entwicklungsbegriff, in dem der Wortsinn des „Auswickelns“ noch nicht verblaßt ist. Das Kausalschema ist hierbei offenbar auf dieselbe zeitliche Abfolge der Stadien, der es rechtläufig zukommt, umgekehrt (rückläufig in der Zeit) übertragen. Der Komplementärbegriff der Entwicklung ist daher der des „Angelegtseins“ auf das Endstadium, oder schlechthin der „Anlage“ (δύναμις, potentia).

3. Unterstellung der Finalität für speziellere Kategorien

Mittelbar aber tritt das Finalschema im Denken nicht nur der Kausalität entgegen, sondern auch den höheren Determinationsformen, wie wir sie schon unter den Naturkategorien antreffen: der Wechselwirkung, der Zentraldetermination und der Ganzheitsdetermination, ja in gewissen Grenzen sogar der Naturgesetzlichkeit überhaupt.

Was die letztere anlangt, so ist es an ihr am leichtesten zu sehen. Gesetzlichkeit in der Natur ist die Gleichartigkeit der Prozeßabläufe, das real Allgemeine in ihnen. Diese Gleichartigkeit kannte man schon lange vor dem Aufkommen des Gesetzesgedankens. Das antike Denken faßte sie als die Identität der Seinsformen, aber es verstand diese Formen als Zwecke, auf welche die Prozesse hinauslaufen mußten. Und weil sie beharrten, während die Dinge, in denen sie sich realisieren, entstehen und vergehen, nannte man sie Formsubstanzen. Gegen diese Formsubstanzen hat dann im ausgehenden Mittelalter das beginnende kausale Denken den Kampf geführt. Das Resultat war der Begriff des Naturgesetzes. In ihm lebt der alte Grundgedanke von der Gleichförmigkeit der Naturabläufe fort; er beruht nur jetzt auf einer anderen kategorialen Grundlage: auf der mathematischen Determination der Größenverhältnisse und der unverbrüchlichen Gleichheit der Wirkungen gleicher Ursachen.

Die Wechselwirkung besteht im Sichkreuzen der mannigfaltigen Ursachenmomente in der Gleichzeitigkeit. In diesem Sichkreuzen kommen die Gefüge zustande, die wir im Resultat als Naturgebilde kennen. Geht man von diesen Resultaten aus, so ist die einfachste Erklärungsweise ihres Zustandekommens wiederum die teleologische: das Geflecht der Ursachenmomente, welches sie zuwege bringt, wird als Mittel zum Zweck ihres Zustandekommens gedeutet, und man ist des mühevollen Verfolgens der rückwärts in infinitum verlaufenden Kausalfäden überhoben.

Bei der Zentraldetermination haben wir es mit einer Überformung des Kausalnexus zu tun. Das Grundschema bleibt auch in ihr das Verhältnis von Ursache und Wirkung, nur die besondere Art der Ursachenkollokation ist eine eigene. Darum wird sie leicht übersehen. Man stößt aber auf sie, wenn man das Ineinanderstecken der verschiedenen Größenordnungen des dynamischen Gefüges verfolgt. Es zeigt sich hier, daß nicht beliebige größere Gefüge sich aus beliebigen kleineren bilden, sondern nur bestimmte aus bestimmten: so etwa die Moleküle bestimmter chemischer Verbindungen nur aus Atomen bestimmter Struktur, aber auch Planetensysteme nur im Gravitationsfelde von Zentralkörpern bestimmter Masse und Mächtigkeit. Das Gesetz, das hierbei herrscht, kann man dahin formulieren, daß die Außenkräfte der Elemente zu Innenkräften der sich aus ihnen bildenden Gefüge werden; was wiederum bedeutet, daß über jeder Art von kleineren dynamischen Gefügen nur solche größere Gefüge sich bilden können, in welchen die Außenkräfte

der ersteren die Rolle von aufbauenden Innenkräften übernehmen. Wie nun das finale Denken aus der allgemeinen Wechselwirkung ein „Hinstreben“ aller Prozeßkomponenten auf eine Gesamtergebnisse macht, so verfährt es auch bei der Zentraldetermination. Es versteht die Einfügung von Außenkräften der kleineren Gefüge in den Aufbau der größeren als ein Hinstreben jener auf diese, wobei dann die Elemente mitsamt ihren Kraftfeldern als Mittel zum Zweck des Aufbaus der Gefüge dastehen und nun ihrerseits durch die in ihnen wirksame Tendenz, die Gefüge hervorzubringen, erklärt werden. Man faßt also das dynamische Gleichgewicht, in dem die Gefüge bestehen, als einen Zustand, auf den die Elemente „hinstreben“. Dann ist der ganze Stufenbau der Natur teleologisch von oben her determiniert, und das Ineinander der Gefüge müßte bedeuten, daß die größeren Gefüge in den kleineren als „Anlage“ vorbestimmt sind.

Ganz ähnlich geschieht es auch mit der Ganzheitsdetermination. Sie besteht, ontologisch verstanden, ganz einfach darin, daß bestimmte Gefüge sich nur innerhalb von Verbänden höherer Größenordnung bilden können, also — umgekehrt wie bei der Zentraldetermination — die Innenkräfte der größeren Gefüge bereits zu ihrem Aufbau benötigen. So können z. B. Kristalle sich nur in bestimmten Schichten erkaltender Himmelskörper unter bestimmten Druck- und Temperaturverhältnissen bilden. Das finale Denken dreht auch hier den Sinn der Abhängigkeit um: es läßt die größeren Gefüge den Zweck verfolgen, die kleineren hervorzubringen; es schreibt ihnen eine Entwicklungstendenz in Richtung auf die letzteren zu, als trügen sie die „Anlage“ zum Hervorbringen in sich. Diese Deutung erweist sich dann als ein Schachzug von größter Tragweite, denn unter die Gefüge mittlerer Größenordnung, die weitgehend durch die Innenverhältnisse von Gefügen höherer Größenordnung bedingt sind, gehören auch die Organismen. Man bekommt also durch diese Art von Teleologie nichts Geringeres als ein Angelegtsein ganzer kosmischer Systeme auf die Entstehung lebender Wesen — und mittelbar des Menschen — auf der Erde heraus. Wollte man das im heutigen Stadium der Forschung ernst nehmen, man bekäme ein Weltbild von geradezu phantastischer Einheitlichkeit, aber auch entsprechend phantastischer Haltlosigkeit heraus.

Den Gipfel aber erreicht die Unterstellung finaler Vorstellungsweise erst, wo das kosmologische Denken dem biologischen weicht. Nicht die dynamischen, sondern die organischen Gefüge sind es, in denen die Kategorie der Ganzheitsdetermination die vorherrschende Stellung gewinnt; und sie sind es, an denen das Verhältnis der Zweckmäßigkeit als ein ihnen von Grund aus wesentliches in die Augen springt. An ihnen also setzt erst die unwiderstehliche Tendenz des Bewußtseins ein, Zweckmäßigkeit in Zweckläufigkeit und Zwecktätigkeit umzudeuten. Das aber ist ein besonderes Kapitel, das keineswegs bloß das philosophisch-weltanschauliche Denken, sondern nicht weniger auch

das positiv wissenschaftliche betrifft. Von ihm wird noch besonders zu handeln sein. An diesem Problembereich scheiden sich radikal die Wege von phänomengerechter Ontologie und spekulativer Teleologie.

4. Die drei Grundformen der Teleologie

Die Finalität ist im Bewußtsein eine hybride Kategorie. Sie hat die Tendenz, sich überall einzudrängen, wo das Denken auf Determinationsformen stößt, die es einstweilen nicht zu durchschauen vermag. Daß einzelne Kategorien sich im Denken vordrängen und gleichsam tyrannisch werden, ist eine wohlbekannte Tatsache; man denke etwa an die Substanz und an die Tendenz des unkritischen Bewußtseins, alles zu substantialisieren, was eine gewisse Geschlossenheit und Dauer zeigt. Bei der Finalität aber kommt zu dieser expansiven Tendenz noch die Fähigkeit, Lösungen alter metaphysischer Rätsel vorzutauschen und mit einem Wurf große Mannigfaltigkeiten im Lichte einer einfachen Einheit übersehbar erscheinen zu lassen.

So ist denn das Verständnis des ganzen kategorialen Aufbaus der Natur durch das finale Denkschema in Frage gestellt. Diese Bedrohung reicht tief bis in das Denken des Alltags hinein; auch hier, wo es sich keineswegs um die großen Rätselfragen der natürlichen Ganzheiten handelt, neigt das Bewußtsein dazu, die größeren Zusammenhänge unter Finalgesichtspunkten zu sehen. Das mag für einen sehr primitiven Bedarf zureichen. Aber da alle Deutung von Realverhältnissen den Sinn einer Orientierung des Menschen in der Welt hat, so sind natürlich auch praktisch die Grenzen eng gezogen, bis zu denen ein teleologisches Denken zureichen kann.

Indessen nicht alle Teleologie ist von gleicher Art. Es sind hier vielmehr zahlreiche Sonderformen zu unterscheiden, von denen wiederum drei als die grundlegenden gelten dürfen.

Die erste dieser Formen ist die Teleologie der Prozesse. In ihr werden alle Geschehnisse, einerlei ob es solche der Natur oder solche der Menschensphäre sind, als vom Ende her bestimmt aufgefaßt. Die Frage, „warum“ etwas geschieht, ist hier ganz durch die nach dem „Wozu“ verdrängt. Es braucht bei dieser Ansicht nicht so zu sein, daß es gar kein Warum mehr gibt, aber das Warum ist unwesentlich und betrifft nur die für unwesentlich oder zufällig gehaltenen Seiten der Vorgänge. So ist es z. B. in der Aristotelischen Teleologie. Wichtig sind nur die Entstehungsprozesse der Dinge, vor allem der lebendigen, und diese sind durch substantielle Formprinzipien bestimmt, auf welche die Prozesse hinauslaufen. Denn die Formen bilden ihr „Telos“. Sie sind die „immanenten“, d. h. wörtlich die der Sache einwohnenden Zwecke, auf die es in ihnen abgesehen ist. Das Wesentliche dieser Theorie besteht darin, daß alle für eine Sache charakteristische Determination als eine „innere“ aufgefaßt wird, als die aus dem „Wesen“ (τί ἦν εἶναι, essentia) der Sache hervorgehende; alle äußere Determination, die aus dem größte-

ren Zusammenhang der Dinge und Geschehnisse folgt, gilt für unwesentlich. Und die Folge ist natürlich, daß die größeren Umkreise des Realzusammenhanges selbst zum Unwesentlichen herabsinken. Damit entschwinden denn auch leicht die größeren, nicht in gleicher Unmittelbarkeit gegebenen Ganzheiten ins Unwesentliche.

Die zweite Art der Teleologie ist die der Formen selbst. Hier geht es nicht um die Formläufigkeit zeitlicher Vorgänge, sondern um das Verhältnis der Formen zueinander. Die Formtypen der Gebilde, aus denen die reale Welt besteht, bilden eine Stufenfolge, es gibt höhere und niedere Formung. Die organischen Formen haben mit Recht immer für die höheren gegenüber den anorganischen gegolten, der Mensch wiederum als höhere Formung gegenüber dem Tier. Innerhalb dieser Klassen aber stufen sich die Formen noch mannigfaltig ab — bis hinab zu den mutmaßlichen letzten Einheiten der Materie, einerlei ob man diese als Atome oder sonst etwas vorstellt. In dieser Stufenfolge nun bedeutet die teleologische Ordnung die Abhängigkeit der niederen Formen von den höheren, in der Weise nämlich, daß immer die niedere nur um der höheren willen da ist, also in diesem Sinne durch sie determiniert ist. Das ist nicht so gemeint wie in der Ganzheitsdetermination, die ja ein Ineinanderstecken der Formen voraussetzt, wobei dann das größere Ganze nur einen bestimmten Beitrag zur Entstehung der Formelemente liefert; hier sind die Formen vielmehr als nebeneinanderbestehend gedacht, wobei die höhere ja nicht Überformung der niederen zu sein braucht, wohl aber dem Seinsverhältnis nach das Ziel sein kann, auf das jene ausgerichtet ist. Bei dieser Weltansicht trägt also die niedere Form die Bestimmung zur höheren in sich, einerlei ob sie in sie als Glied ein-geht oder bloß ihre Seinsvoraussetzung bildet. Sie hat die innere „Destination“, das Sein der höheren Form zu ermöglichen. Das kann so gemeint sein, daß sie direkt den Zweck hat, diese hervorzubringen, ja sie vielleicht gar als Anlage in sich trägt; es kann aber auch bloß so sein, daß beide einem größeren Finalzusammenhang eingeordnet sind, in dem das niedere Gebilde dem höheren zu seinem Bestehen dient. Diese Art von Teleologie ist in zahlreichen Weltbildern der Populärmetaphysik vertreten, am bekanntesten wohl in solchen „Schöpfungsgeschichten“, die den Menschen als Ziel und Zweck der ganzen Naturstufenordnung betrachten. Aber auch ernstere Metaphysik nimmt diesen Gedanken auf; in der Scholastik ist die Teleologie der Formen überhaupt eines der vorherrschenden Motive, und selbst bei Aristoteles finden sich die Ansätze zu ihr. In der Hegelschen Realdialektik ist es vollends das Leitmotiv der Weltordnung, daß alle niedere Form die Tendenz zur höheren in sich hat und sich erst in ihr vollendet.

An dritter Stelle kann man neben der Teleologie der Prozesse und der Formen die „Teleologie des Ganzen“ nennen. Hierbei wird der als Einheit verstandenen Welt ein oberstes bewegendes oder schaffendes Prinzip zugeschrieben, das als Absolutes, Weltgrund oder Gottheit, die Mannigfaltigkeit der Seinsformen zweckmäßig hervorbringt. Während